

Chaussée

Zeitschrift für Literatur und
Kultur der Pfalz

Heft 14/2004

Günter Scholdt

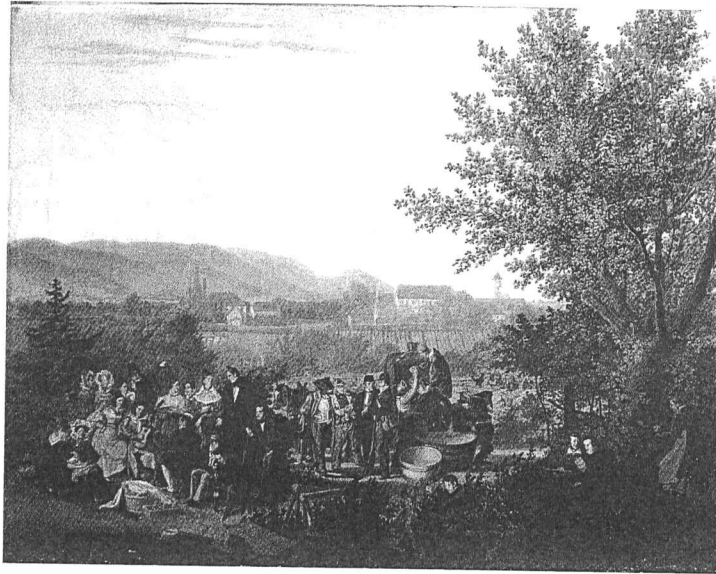
Macht wirklich nur Stadtluft frei?

Einige Bemerkungen zum Image von Regionalliteratur

Es gibt im „gehobenen“ deutschen Kulturbetrieb einige (zumindest unterschwellig indizierte) Unworte, deren Verwendung Verdruss bereiten kann. „Heimat“ gehört dazu und sämtliche sinnverwandte Begriffe, wie „Provinz“, „ländliche Idylle“, „Glück im Winkel“, „Mundart“ und zuweilen sogar „Regionalliteratur“. Schriftsteller mit weiterreichendem Wirkungsanspruch, die man damit in Verbindung bringt, reagieren nicht selten abwehrend bis verärgert, wie ein fast beliebiger Test bei Autorenlesungen bezeugen könnte. Gar als „Heimtdichter“ etikettiert zu werden, gilt vielerorts als Renommee schädigender verbaler Missgriff, peinlich wie ein jodelnder Kellner im Feinschmeckerlokal.

Man mag dies für arg übertrieben halten und darauf verweisen, dass sich zwischenzeitlich eine Neubewertung der Provinz gegenüber den Metropolen vollzogen habe, eine Art „Rückkehr zur Natur“ oder Aufbegehren gegenüber Ansprüchen allgewaltig scheinender Zentren. Auch Schriftsteller und andere Künstler hätten auf solche Tendenzen reagiert, von Edgar Reitz' Filmepos „Heimat“ bis hin zu einer zumindest kurzzeitigen ökologischen Literaturwelle. Dies sei ebenso wenig bestritten wie der Umstand, dass sich einzelne Autoren ohnehin nie an die thematischen Vorgaben einer auf Weltläufigkeit um jeden Preis interessierten rezensierenden Öffentlichkeit gekümmert haben, gewappnet mit der Überzeugung, dass kaum etwas provinzieller sein dürfte als die Furcht vor der Provinz. Dennoch hat auch dieses literarische Regionalintermezzo vor allem der 1970er und 80er Jahre im tonangebenden Feuilleton keine durchgängige Erschütterung jenes selbstgewissen ästhetischen Vorurteils erreicht, das noch heute viele Wertungen bestimmt.

Denn was ein gestandener Kritiker ist, erzogen im Geiste Frankfurter Dogmen, weiß schließlich, trotz mancher Differenzierung der neuesten Forschung, immer noch, wie rückständig ländliche Lebensformen, Denk-, Sprech- und Schreibweisen sind, und als aufgeklärter Mann von Welt (die weiblichen Formen sind stets mitgedacht) lässt er kaum eine Gelegenheit aus, sich davon ironisch abzuheben. Typische Ausprägungen regionalen Bewusstseins wie etwa Dialektliteratur wer-



Ländliche Idylle: „Heilspruck bei Edenkoben“ von Heinrich Jacob Fried, Ölgemälde von 1833

den denn auch beim Funk häufig in die weniger reputierlichen Programme verbannt. Überregionale Kulturspalten ignorieren sie in der Regel, meist auch das Fernsehen, mit Ausnahme (vielfach derber) Volkskomödien. Noch heute erinnere ich mich des verständnislosen Blicks eines Mediengewaltigen, der sich soeben noch von mir hatte beraten lassen und nun erfahren musste, dass ich einen Mundartwettbewerb für Schüler literaturdidaktisch begleitete. „Haben Sie so etwas nötig?“ Ähnliches erfahre ich täglich als Hochschullehrer. Man muss offenbar als Student über ein gehöriges Selbstbewusstsein verfügen, um auch mal Examensthemen abseits der „Autobahn“ zu wählen; denn – so lautet communis opinio – wer über Kafka, Brecht, Heine oder Thomas Mann forscht, partizipiert an deren weltweiter Bedeutung und Prominenz. Wer jedoch nur Regionalgrößen literaturwissenschaftlich analysiert, riskiert deutliche Prestigeverluste. Alles, nur nicht provinziell sein, heißt die Devise. New York, Paris, Prag oder London, aber ja nicht die kleinen Orte, mit denen man niveaumäßig identifiziert werden könnte. Die Fata Morgana eines ganz Anderen, Erhebenden der großen Welt tanzt vor unseren Blicken, produziert durch effekthascherische Trommelschläge der Jet-Set-Generation. Kultursnobismus, so weit das Auge reicht. Bennis „Meinen Sie Zürich zum Beispiel / sei eine tiefere Stadt, / wo man Wunder und Weihen /

immer als Inhalt hat?“ gehört zwar zum Zitatenschatz des Gebildeten, aber wirklich begriffen oder beherzigt wurde es selten.

Woher kommen solche Überlegenheitsmaßnahmen beziehungsweise anders gefragt: Welche angstbesetzten Absetzungs- oder Abgrenzzwänge stehen hinter dieser Kollektivpose, die uns wenige Modephilosophen und Großkritiker eingebleut haben? Warum glaubt man bei zahlreichen meinungsprägenden Kulturredakteuren, das literarische Heil nur im übergreifend Allgemeinen und nicht mehr im Besonderen zu finden? Konkreter: Was in aller Welt reizt nun schon seit fünf oder sechs Jahrzehnten zu einer zumindest subkutan geführten Attacke gegen eine Literatur der kleinen Räume und regionalen Spezifika?

Fast alles im Leben ist Definitionssache, und so bleibt uns als Auftakt ein kurzer Exkurs in den Theorieschlingel leider nicht erspart. Was also ist „Regionalliteratur“? Mustern wir einschlägige (Literatur-)Lexika, können wir feststellen, wie man sich offenbar erst langsam im Lauf der 70er Jahre an diesen Begriff herantastete. Lange Zeit wurde „Heimatliteratur“ fast synonym verwandt. Manche reden eher von einer Strömung: dem literarischen Regionalismus, als dessen Kern sie eine gewisse Opposition zum Zentralismus sehen sowie das demonstrative Bewusstsein kultureller Eigenart. „Metzler“, dessen gesinnungsstarke Definitionen nicht immer mit entsprechender Sachkenntnis korrelieren, sieht „meist konservative“ Kräfte am Werk und Literaturprodukte, „bei denen bestimmte landschaftliche (und bäuerliche) Regionen und die dort waltenden Lebensgesetze zum darstellerischen Zentrum werden“, und verweist im Übrigen auf die „Rubrik Heimatliteratur“. Hierin folgen dann die sattsam bekannten Angriffe auf einen reale gesellschaftlich-ökonomische Faktoren ausklammernden, sentimental-literaturkomplex, den man weithin der Trivialitätsforschung oder der ideologiekritischen Denunziation überantwortet. Anschließend müssen ein wenig angestrengt noch einige „bedeutende Dichter“ wie Stifter, Reuter, Storm, Droste-Hülshoff oder Keller gerettet werden, und natürlich auch Oskar Maria Graf oder Anna Seghers, deren distanziert-kritische Haltung neue Formen geschaffen habe, ganz abgesehen von Autoren wie Böll, Lenz, Jonke, Brandstetter oder Handke. Sie sind offenbar nur insofern Teil eines Literaturgenres, als sie es durch ihre Gegenentwürfe praktisch überwunden haben.

Ein Vorschlag zur Güte: Fassen wir den Begriff doch grundsätzlich weiter, statt ihn zunächst oder vornehmlich über seine Schmuttelkinder „Heimatkunst“ und „Blubo“ zu definieren. Auch die krassen Pro- oder Antihaltungen zu Heimat und Region figurierten dann nur als extreme Spielarten auf einer gemeinsamen Skala. Wir hätten dann eben

einen Terminus, der – auch in dialektischer Beziehung – das Ganze umfasst, von der Bukolik bis zur milieuvierten Sozialkritik, von der ideologischen Programmatik bis zur mentalitätsgeschichtlichen Diagnose, einschließlich aller denkbaren Qualitätsabstufungen. Wie überall sonst gibt es auch hier nun einmal brillante oder miserable Beispiele, gesellschaftlich anregende oder politisch bornierte Texte in des Wortes doppelter Bedeutung. Verbindlich für alle wäre lediglich, dass sich dieser Literaturtyp in besonderem Maße auf die Eigenheiten, Probleme, Denk- und Empfindungsweisen einer Region einlässt. Auch dies natürlich nicht als exklusive Eigenschaft der Texte. Gute Literatur wirkt fast immer mehrdimensional, und ein Regionalroman, der nur das und nichts weiter wäre, etwa Liebes-, Abenteuer- oder Gesellschaftsroman, ist eine kaum realisierbare Abstraktion. Zudem schließt die thematische Besonderheit der Texte natürlich deren überregionale Rezeption nicht aus. Denn letztlich münden alle Eigenheiten wieder in übergeordnete menschliche Bezüge. Auch wüsste ich nicht, welche grundsätzlichen sozialen Einsichten sich nicht auch in kleinen Gemeinschaften oder Räumen gewinnen ließen, die damit die Funktion soziologischer Testfelder annehmen. Umgekehrt haben doch sogar Autoren, denen es weniger um Regionalspezifika als um Gesellschafts-, Welt- oder Politmodelle ging, diese in mikroskopischen Topographien angesiedelt: Dürrenmatt etwa in seinem Güllen, Broch im Dorf seines Bergromans oder Wilder in seiner „Kleinen Stadt“.

Und wie verhält sich Heimat- zur Regionalliteratur? Die Übergänge fließen, schreibt zum Beispiel der „Brockhaus“. Im Kern sei beides identisch, entnehmen wir dem „Reallexikon der Deutschen Literaturwissenschaft“, das gleichwohl feststellt: „Um ideologisch belastende Assoziationen zu vermeiden, wird heute oft der Terminus ‚Regionalliteratur‘ verwendet.“ Dies genau dürfte der Hauptgrund gewesen sein, als man sich vor Jahrzehnten darauf besann, eine Schreibtradition, die zunächst vollkommen desavouiert schien, fortzuführen und mit neuem Leben zu erfüllen. Ein bisschen Verschämtheit klingt in der neuen Bezeichnung mit, ein bisschen technokratische Sachlichkeit gegenüber der Emotionalität eines Begriffs wie „Heimat“. Und doch hat diese Neuprägung ihren Sinn und diente der Präzisierung. Denn wo im Rahmen des weiteren Begriffs „Regionalliteratur“ als wichtigstes Merkmal lediglich die intensive Beschäftigung mit einem Erzählgegenstand gefordert war, setzt „Heimatliteratur“ eine besondere affektive Beziehung des Verfassers zu seinem Geburts- oder Lebensraum voraus. Sonst weckte der Begriff „Heimat“ in der Tat falsche Assoziationen. Wer die Region, die er beschreibt, vornehmlich als Kloake erlebt, als Ort Sperr'scher „Jagdscenen“ oder einer Kriminalitätstopographie, der man

bestenfalls detektivisch nahe kommen kann (Norbert Mecklenburg), als Objekt für Aversionen und Abgrenzungen, mag fraglos der Regionalliteratur zugerechnet werden. Um zugleich „Heimatliteratur“ zu sein, scheint mir aber zusätzlich so etwas wie Zuneigung und Geborgenheit erforderlich, bei aller Kritik an sozialen Fehlentwicklungen ein Grundempfinden der Gemeinsamkeit und Solidarität.

Genug der Theorie und zurück zur Frage, was denn der Regionalbeziehungsweise der Heimatliteratur am häufigsten vorgehalten wird. Es sei eine Literatur dumpfer Enge, der Rückständigkeit, der Reaktion auf die Moderne. Und Kulturpessimismus berge nun mal, wie der immer wieder zitierte Fritz Stern schon 1963 diagnostiziert hat, „politische Gefahr“ in sich. In der Tat reagier(t)en nicht wenige Autoren auf bestimmte Modernitätsprozesse zum Teil fundamentalistisch, reflexhaft und in der Tendenz politisch fatal. Nur täte man sich grundsätzlich leichter mit der Kritik an derartiger Regression, wenn wir eindeutig wüssten, was denn nun so genau Fortschritt ist. All das, was uns die jeweiligen Meinungsträger der letzten hundert Jahre als solchen angepriesen haben, von den futuristischen oder kommunistischen bis hin zu den nationalistischen oder technokratischen Menschheits- und Gesellschaftsvisionen, war es gewiss nicht, so dass manches Beharren auf früheren Standpunkten und Traditionen zumindest verständlicher wird.

Im Übrigen wirken einige in die Gegenwart gerettete Antagonismen inzwischen nicht wenig anachronistisch. Wo ist er denn noch geblieben: der viel beschworene Gegensatz von (Groß-)Stadt und Land angesichts heutiger Transport- und Kommunikationsmittel? Ob ich in Frankfurt, Berlin, Bad Dürkheim oder Rostock, in Ostfriesland oder der Rhön wohne: Radio, Fernsehen und Internet stehen jedermann zur Verfügung, Zeitungen und Zeitschriften aus aller Welt sind spätestens mit einem Tag Verzögerung überall beziehbar; kulturelle Angebote größeren Stils in der Regel auch, wenn man ein bis zwei Stunden Fahrzeit in Kauf nimmt. Andererseits gibt es offenbar einen zunehmenden Teil der Bevölkerung, deren Wohlbefinden nicht abhängig davon ist, dass sie zehn Kilometer im Umkreis nur Häuser und Straßen sehen oder morgens und abends berufsbedingt zwei Stunden im Stau stecken. Die Großmanager der Kultur sind ja häufig ebenso Großstadtflüchtlinge und residieren ohnehin nicht selten, der Lebensqualität wegen, zumindest mit zweitem Wohnsitz irgendwo im Grünen. Von dort aus lässt sich dann trefflich über die Rückständigkeit des Landes schwadronieren, lassen sich Klischees verbreiten, wie jüngst erst durch einen „Zeit“-Rezensenten. Der rühmte zum Beispiel an einem im Pfälzischen angesiedelten Krimi, ihm blieben „die sumpfig-

waldige Atmosphäre und die Atem beklemmende Enge unvergessen, in der Verbrechen, seien sie geringfügig oder monströs, zerstörerische Gewalten entfesseln“. Nun will ich zwar nicht ausschließen, dass man sich an manchen Rheinauen oder im ehemaligen (mittlerweile trockengelegten) Landstuhler Bruch noch ein Paar nasse Füße holen kann. Ansonsten aber erinnern mich diese Schlaglichter auf die Pfalz mehr an mediterrane Horrortopographien vom Teutoburger Schlachtenwald als meine eigenen langjährigen Eindrücke in diesem Land. Auch bezweifle ich, dass möglichen Hinterwälder-Gegenden mehr als großstädtischen Problemvierteln in Sachen Kriminalitätsentwicklung besondere Aufmerksamkeit gebührt. Doch was vermögen solche Einwände angesichts der wuchernden Seelentopographie eines deutschen Feuilletonisten!

Ein anderer, sonst bei einem Frankfurter Sender agierender und ob solchen Großstadtambientes umso stolzerer Kritiker verblüffte das Publikum einer regionalen Preisverleihung mit seinen wegweisenden tiefenpsychologischen Einsichten zur Dialektliteratur. Im Rückzug auf die Muttersprache liege „ein Moment der Regression“, eine Art „Wauwau-Effekt“. Zu solchen Erkenntnissen hatte ihm ein Sardinien(!)-Urlaub mit seinen Kindern verholfen, die aus Angst vor dem Feriende und dem Wechsel vom „Kinderladen“ in die Schule ihre Babysprache besonders intensiv kultivierten. Im Übrigen erklärte er kämpferisch, gegen Mundartdichtung hege er Bedenken prinzipieller Art. Sie sei fast ausnahmslos „dem Provinziellen, der Enge, dem Begrenzten, dem Bornierten verhaftet“ und „ja nicht erst seit ‚Blut-und-Boden‘ kompromittiert“.

„Blubo“ – da ist nun wieder jenes Stichwort, das offenbar in keiner Regionalliteratur-Debatte fehlen darf, obsolet bis zum Gehnichts, aber gleichwohl prognostizierbar wie der Speichel des Pawlow'schen Hunds. So wenig auch die heutigen Kontroversen davon inhaltlich berührt werden: dieses „Argument“ fehlt fast nie im Diskursarsenal der Mochtegern-Kosmopoliten. Wer wollte auch bestreiten, dass es zunächst um 1900 mit der „Heimatkunst“-Bewegung und dann im „Dritten Reich“ mit der offiziell gewünschten Blubo-Welle verhängnisvolle ideologische Auswucherungen des Genres gab. Doch wie viele Autorengenerationen sind inzwischen vergangen, deren Werke von dergleichen Ideologemen völlig frei sind? Und welche Instanz oder Idee, wo immer auf der Welt, könnte von sich behaupten, politischer Instrumentalisierung prinzipiell entzogen zu sein?

Wir glauben nicht mehr an Gott, aber an den politischen Teufel allemal. Und des Teufels ist offenbar alles, was von der NS-Kulturpolitik

auch nur einmal berührt worden ist, Autoren, Kritiker, Institutionen, ganze Genres beziehungsweise deren Vorgeschichte oder zeitweise Entwicklung. Wir konstruieren dann gerne endlose weltanschauliche Ahnenreihen, angebliche oder wirkliche ideologische Wurzeln, Entwicklungsnotwendigkeiten, Zwangsläufigkeiten, Prädestinationen. Nichts entgeht dem aufmerksamen Auge solcher „gebrannten“ Kinder respektive Kindeskindern, abgesehen von ihren eigenen Klischees. Am Nasenring antifaschistischer Dauerprophylaxe geführt, überzieht unsere nimmermüde Wachsamkeit alle erdenklichen kulturellen Phänomene, Begriffe oder Werte, die in anderen Epochen über jeden Zweifel erhaben waren.



Großstadtszenerie: „Straße des Vergnügens“ von George Grosz, Lithographie von 1915/16

Natürlich haben wir im Kern längst den eigentlichen Bereich der Literaturkritik verlassen und befinden uns auf politischer Domäne. Noch heute werden Abrechnungen präsentiert für eine traumatisierende Geschichtsepisode, in der die Definitionsmacht Weimarer Kultureliten und deren gesamte Existenz lebensgefährlich bedroht waren. Die Zwangsmaßnahmen des NS-Staats hatten finsterste Ideologen zu Einfluss gebracht, die der geistigen „Vorherrschaft Berlins“ – so der Titel einer antizivilisatorischen Kampfschrift von 1900 – ein Ende bereiten sollte. Schlagworte wie „Asphaltliteratur“ gegen „Literatur des platten Landes“ hatten bereits die Endphase der Weimarer Republik geprägt. Der Kampf um die Vorherrschaft in der Preussischen Akademie der Künste zählt zu den Vorläufergefechten und Versuchen einer „Machtergreifung“. Er wurde zumindest bisher fast ausschließlich unter dem Rubrum eines kulturellen Angriffs nationalsozialistischer Systemüberwinder auf die wenigen republikanischen Parteigänger gedeutet, was die Sympathieverteilung und Schuldfrage zwangsläufig vereinfacht. Viel ergiebiger erschien es mir jedoch, einmal voraussetzungslos zu beantworten, was die Martin Raschke, Hermann Stehr, Agnes Miegel, Wilhelm Schäfer & Co. damals in eine Gesinnungsfront mit so unappetitlichen Gesellen wie Alfred Rosenberg oder Adolf Bartels geführt hat, in der sie ursprünglich ja keineswegs standen. Doch von wirklichen beziehungsweise tief greifenden Antworten darauf ist man noch weit entfernt.

Auch eine Reihe relativierender Faktoren wäre einer Erwägung wert. Dass bereits der innerste Zirkel der NS-Kulturpolitik sich in den späten 30er Jahren von der einseitigen literarischen Agrarnostalgie distanzierte, gehört dazu; ebenso das Faktum, dass erbbiologische Fragen nicht nur bei verpönten Rassisten der „Heimatkunst“-Bewegung, sondern im Naturalismus generell auf Interesse stießen. Auch fragt man sich, ob die scheinbar so organische Verbindung zwischen Nationalsozialismus und Heimatliteratur nicht ein großes Missverständnis war. Denn wo selbstgenügsame Abschottung und die Suche nach einer beschränkten heilen Welt gediehen, wuchsen nicht unbedingt Legitimationen für imperialistische Eroberungspläne. Gerade als Reflex auf den zentralistischen Größenwahn des abgelaufenen Dritten Reichs formulierte Kasimir Edschmid einmal: „Deutschland ist von der Provinz aus gestaltet worden, und, wolle Gott, es möge so bleiben.“ Und last not least könnte ein Blick über die Nationalgrenzen hinaus die ganze Erblastdiskussion entspannen. Schließlich ist Regionalismus auch in der Literatur ganz gewiss ein weltweit verbreitetes Phänomen, dessen Produkte, wenn sie uns als Übersetzungen beziehungsweise Exotismusimporte erreichen, hierzulande vielfach hoch geschätzt sind.

Dies alles ließe sich erkennen und hätte inzwischen wohl auch allgemeine Bewusstseinsfolgen gezeitigt, wenn die unterschweligen zivilisatorischen Phobien nicht mittlerweile ihren eigenen Stellenwert erlangt hätten, und sei es als wohlfeile Dauerattacken im Rahmen eines schriftstellerischen Generationskonflikts. Was im Laufe der 60er und 70er Jahre, als die Wiecherts, Bergengruens, Brittings oder Langes Zug um Zug aus den Literaturgeschichten verschleudert wurden, so wunderbar funktioniert hatte, bietet sich offenbar als permanentes Erfolgsmodell auch weiterhin an. Das Rituelle solcher Abrechnung mit literarischen Vätern und Müttern wirkte allerdings etwas seriöser, wenn die verbalen Aufmärsche auch heute noch irgendwelchen tatsächlich verhängnisvollen ideologischen Bastionen gälten. Stattdessen zielt man mit dem Anspruch intellektueller Kreuzritter auf Pappkameraden und hält die Fiktion aufrecht, Frontstellungen der Großväter seien noch die unseren.

Einschlägiger scheint das Qualitätsargument. Schließlich wäre man ja wohl blind, wenn man die Fülle literarischer Unsäglichkeiten nicht wahrnähme, die sich, um Aufmerksamkeit zu erzielen, als einzig möglicher der Regionalschiene bedienen. Es gibt gewiss sozialschädlichere Hobbys als die Amateurschriftstellerei, deren selbsttherapeutische Funktion ja auch nicht unterschätzt werden soll. Nur mehren die Produkte solchen Tuns eben nicht unbedingt den Ruhm des Ganzen. Und gut 90 Prozent aller Publikationen, in der Regel finanziert von den Verfassern selbst, sind die Bäume nicht wert, die bedauerlicherweise ihretwegen abgeholzt wurden.

Dass jedes unbedarfte Heimatlob, die Dauerfeier von „Weck, Worscht un Woi“, von der Bergmannskuh, Bier und Schwenkbraten, verbunden mit der lokalpatriotischen Deklaration, nur hier seien die Berge und Täler so ansehnlich, die Wiesen so grün oder die Mädels so hübsch, nichts mit ernsthafter Literatur zu tun hat, sei nicht eigens versichert. Dieser Dummstolz auf eine bestimmte regionale Abstammung ist ähnlich trivial wie sein masochistisches Gegenteil. Auch können wir uns schnell darauf verständigen, dass Eigenarten und Eigentümlichkeiten nicht selten so ziemlich das Gegenteil ihrer folkloristischen Vermarktung darstellen. Ohnehin dürften die besten Texte immer dann entstehen, wenn die politisch-programmatische Ausrichtung nicht überhand nimmt. Lieber Regionalliteratur als literarischer Regionalismus. Und natürlich wünschen wir uns auch nicht jeden knorrigen Einödbauern in die Texte zurück, der frohen Herzens den Holzpflug in die karge Scholle senkt und die Härte seines Daseins wie des kümmerlichen Bodens als gottgefällige Prüfung ausdrücklich gutheißt.

Welt-, National- und Regionalliteratur – wer dies für eine unumstößliche ästhetische Rangfolge hält, vergisst in der Regel, wie willkürlich, subjektiv oder interessengesteuert sich solche Bewertungs-, Vermarktungs- und Anerkennungsprozesse häufig vollziehen. Demgegenüber ließe sich an Tausende literarischer Nichtigkeiten auf nationalen oder internationalen Buchmärkten erinnern, einschließlich zahlloser weltweiter Bestseller oder Preisträger, die mittlerweile längst in ihrer Bedeutung herabgestuft oder in der Rückschau durch einige seinerzeit nur regional verbreitete Texte überholt wurden. Man müsste auch einmal die Wahrnehmungsmechanismen ins Auge fassen, die regionale Leistungen erst dann angemessen registrieren, wenn sie durch Mittelsmänner in die Metropolen gebracht wurden. Beispiele wären hier Legion, allen voran die Rezeptionsgeschichte des saarländischen Poeten Johannes Kühn, der nach jahrzehntelanger Sehschwäche der Kritiker aufgrund eines Verlagswechsels und einflussreichen Fürsprechers nun plötzlich im In- und Ausland äußerst hoch gehandelt wird.

Man kann die anspruchsvollsten Editionen, Konzerte, Theateraufführungen, Ausstellungen oder Dichterlesungen veranstalten, es gibt keine Instanz, die einen Hauptstadtkritiker zwingt, sich von seinem „Faulbett“ zu erheben und diese zur Kenntnis zu nehmen. Der Mensch ist träge, und warum soll er sich ohne Not die damit verbundenen Unbequemlichkeiten auferlegen, wo doch der natur- und offenbar gottgewollte Weg ein anderer ist. Wer Karriere machen will, möge bitte zu uns kommen. Es mag Ausnahmen geben, und der eine oder andere Kulturgewaltige lässt sich wohl durch ein (nicht immer unbedingt materielles) Bakschisch dazu verführen, auch einmal solche mühseligen Expeditionen in die Provinz zu erwägen. Aber die Regel ist es nicht. Ergo lässt sich dort dann eben auch nichts Nennenswertes finden. Quod erat demonstrandum.

Übrigens trifft die Kritik der momentanen Meinungsträger am literarischen Thema „Provinz“ nicht diese schlechthin. Es geht vielmehr hauptsächlich um ihre Bewertung. Denn abfällige Urteile sind fraglos erlaubt. Sie gelten sogar als erwünschte Äußerungen von Weltläufigkeit, wonach das Glück nun mal partout nicht im Winkel gefunden werden darf. Eine pathogene, tendenziell faschistoide Provinz läuft jedoch immer noch auf den Buchmärkten, wird sogar preisgekrönt und international nachgefragt. Das galt übrigens für Nachkriegsdeutschland schon immer, von Grass' Danzig-Trilogie über Lenz' „Heimattmuseum“ bis zu Thomas Bernhards Österreich-Tiraden. Denunzierende, detektivische oder Antiheimatromane durfte man jederzeit schreiben gemäß dem Credo unseres Kritikerpapstes: „Wer schreibt, provoziert.“

Über solche rebellischen Zuspitzungen ließe sich vieles sagen, zumindest jedoch, dass hier jemand schrecklich vereinfacht hat. Denn wer schreibt, provoziert nicht nur oder vor allem. Er registriert und informiert auch (sofern wir einmal von bewusst agitatorischer Desinformation absehen), er appelliert, verleiht einem seelischen Überdruck Worte und Klänge, entlastet sich und andere, spendet dabei zuweilen Trost, Mut und neue Hoffnung. Auch das gibt es neben beißender und aufrüttelnder Kritik an einer Gesellschaft, die erlitten, gehasst oder als dringend veränderungsbedürftig erfahren wird. Man muss nicht gleich beschönigen, verharmlosen oder gar billigen, wo man zuweilen (in resignierendem Bewusstsein menschlicher Unzulänglichkeiten) auch einmal lächelnd porträtiert, wie es in humoristischer Tradition vor Jahrhunderten gang und gäbe war.

Steinbecks liebenswerte Tagediebe in „Tortilla Flat“ oder der „Straße der Ölsardinen“ – wer verlangte hier veristische Diagnosen einer slum society? Kellers „Leute von Seldwyla“, Welks „Heiden von Kummerow“, Fontanes märkische Charaktere im Alterswerk, nostalgische Abgesänge und Utopien über Sozialveränderungen. Daudets „Tartarin de Tarascon“, in dem der Autor seine Landsleute auf ebenso vernünftige wie sympathische Weise karikierte: ortsfest und reisescheu, dabei zugleich welterklärende, bramarbasierende, phantastische Abenteuer des Wortes. Welch prachtvoll-skurrilen Idyllen! Oder um eine Nuance derber: Chevalliers weinseliges „Clochemerle“ oder Norbert Jacques' „Limburger Flöte“ mit einer Reihe schelmischer Gourmets und unkonventionell verschabernackter Käuze als Vertreter einer subjektiven Luxemburg-Typologie. Übrigens sind auch Bölls trinkfeste Insulaner in seinem „Irishen Tagebuch“ den gleichen Darstellungsgesetzen geschuldet, und welcher unverbildete Leser hätte nicht seinen Spaß an Jean Egens „Linden von Lautenbach“ oder André Weckmanns Leuten aus „Sorani“? Hier entstand eine literarische Elsass-Topographie, in der sich die Erinnerung an ländliches Jugendglück mit einem anschaulichen Schnellkurs zur Geschichte des hart umkämpften deutsch-französischen Grenzraums verbindet. Auch Weckmanns Roman „Odile“ webt weiter an einem konstruktiven europäischen Elsass-Mythos. Der Autor setzte dabei bei aller Opposition gegen Pariser Zentralismus auf elsässischen Charme, statt auf Kugeln oder Sprengstoff, und bot somit wenigstens literarische Alternativen zu den Radikalismen mancher Zeitgenossen. Auch in Ludwig Harigs Vaterroman „Ordnung ist das ganze Leben“ waltet das Autorenprinzip des „liebend Erkennen“, was einen bestimmten Teil des deutschen Feuilletons denn auch pflichtgemäß verstört hat. Ein Mitläufer werde zum Helden verfälscht, ein Spießbürger glorifiziert, der enge Horizont zur liebenswerten Schrulle umgelogen. Sulzbach als locus amoenus, war

dem „Zeit“-Kritiker Helmut Schödel, begreiflicherweise „ganz und gar ungeheuer“. Auch Wilfried Schoeller rieb sich an Harigs ironisch-humoristischem „Geborgenheitsidyll“. „Enervierend“ wirkte auf ihn die „Verheißung der seligen Eintracht zwischen Vater und Sohn“, „Taschenspielererei“, wo uns die „Nachtschatten“ offenbar viel stärker anzugehen haben.

Hier haben wir im Kern jene Ästhetik der moralisierenden Entlarvung und Kritik, die Tucholsky schon in den frühen 20ern im Aufsatz „Wir Negativen“ zum Programm erhob. Dass derselbe Autor zugleich „Rheinsberg“ geschrieben hatte und auch in „Schloss Gripsholm“ nicht ohne Teilidylle auskam, sei nur am Rande vermerkt. Nun ja, der Trivialitätsverdacht gilt offensichtlich vor allem jeder Form eines glücklichen Ausgangs. Wir zensurieren eine Weltsicht im Sinne des Pessimismus, praktizieren eine reflexartige Negation eines nicht weniger anfechtbaren früheren Dogmas, das die „bukolische Feier“ oder „Verklärung des Landlebens“ zum poetischen Gebot erhob. Um es nochmals zu verdeutlichen: Nichts gegen harsche Kritik, wo sie berechtigt ist – und wo wäre sie es häufig nicht? Keine affirmative literarische Kumpanei bloßer Landsmannschaft wegen sei hier gepriesen, sondern nur das gelegentliche Autorenrecht verteidigt, manches auch aus der Perspektive offenbar ewiger menschlicher Schwäche zu zeichnen und ein wenig nachsichtig zu behandeln.

Beenden wir das Plädoyer mit dem erneuten Hinweis auf die vornehmliche Leistung von Regionalliteratur: ihren inhaltlichen Bezug auf ganz bestimmte regionale Themen oder Problemlagen und ihre präzise Verankerung in einem ganz bestimmten Milieu. Nur durch diese Akzentuierung erfahren wir etwas Gebietstypisches: etwa die politischen, ökonomischen oder mentalen Auswirkungen einer Interessenzone oder (Grenz-)Lage. Die natürlich erworbene Sachkenntnis hier lebender Autoren verleiht den besten der Schilderungen eine ganz eigene Anschaulichkeit und Authentizität. Sind es doch gerade die ortsgebundenen unverwechselbaren Details, die stimmigen Tonlagen des Denkens, Sprechens und Empfindens, die uns ein glaubhaftes Bild des Geschehens vermitteln. Geschildert werden nämlich nicht irgendwelche Menschen, die in einer Art globalen Designersprache kommunizieren oder entsprechend handeln, sondern durch gewisse gemeinsame Eigenheiten gekennzeichnete Bewohner eines konkreten Raums. Was wären zum Beispiel die „Buddenbrooks“ ohne Passagen in Lübecker Platt? Was Ludwig Thomas „Filsbriefe“ oder „Lausbubengeschichten“ ohne die charakteristische bayrische Litotes? Was „Der Raub der Sabinerinnen“ ohne ihren sächselnden Theaterdirektor?

Auch aus solcher zunächst einmal ganz begrenzten Regionaltopographie kann selbstverständlich Weltliteratur erwachsen. Andererseits ist die globale Anerkennung nicht der entscheidende Wertmaßstab, und ein Autor, der beim Schreiben danach schielt, gerät auf Abwege. Tendiert er doch nicht selten durch die Ausrichtung auf internationale Vermarktung zu jener McDonaldisierung der Literatur, der wir alle entgegengehen. Nur im Verzicht auf solche Spekulation können hiesige Autoren der Welt etwas geben, was diese nicht ohnehin in reichlichem Maße besitzt und von dem man fast sagen möchte, es brauchte (hier) eigentlich gar nicht produziert zu werden.

Das Problem beschränkt sich übrigens nicht auf die Frage „Regionalliteratur“. Wir sollten nämlich erkennen, wie fatal, um nicht zu sagen: literarisch selbstmörderisch der Trend ist, dem wir das Vorfeld ebnen. Denn wo heute bereitwillig Dialekte oder regionale Besonderheiten aufgegeben werden, folgt in näher Zukunft überhaupt Deutsch als Sprache und Literatur. Seine Marginalisierung auf internationalen Buchmärkten hat ohnehin längst begonnen. Denn der so genannte globale Kulturtransfer, an dem man gemäß Goethes Ideal einer „Weltliteratur“ ja seine Freude haben könnte, hat gewiss nichts mehr mit gleichberechtigter Kulturvermittlung und erwünschtem Austausch geistiger Hochleistungen zu tun. Für uns ist er weitgehend zur importorientierten Einbahnstraße geworden. Deutsche Titel werden im Ausland in aller Regel nur noch nachgefragt, wenn sie bestimmte Nationalklischees bedienen.

Solche Prozesse vollziehen sich weitgehend ohne unseren Einfluss, aber ein wenig sind die Probleme auch hausgemacht. Wer schließlich über Jahrzehnte hinweg das Unverwechselbare tendenziell preisgibt, darf sich nicht wundern, wenn man ihm am Ende auch die kulturellen Normprodukte nicht mehr abkauft, weil sie anderswo preisgünstiger gefertigt werden können. Gut also wenigstens, möchte man sarkastisch folgern, dass unsere Schüler so früh und ausgiebig die englische Sprache erlernen!